BENEDIKT BÖSEL

Rebellen der Erde

GOLDMANN



BENEDIKT BÖSEL



REBELLEN DER ERDE

Wie wir den Boden retten – und damit uns selbst!

GOLDMANN

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage
Vollständige Taschenbuchausgabe Februar 2027
© 2023 der Originalausgabe: Scorpio Verlag in Europa Verlage GmbH, München
© 2027 dieser Ausgabe: Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
Autor: Benedikt Bösel mit Martin Häusler
Illustrationen: Romina Rosa
Fotografie: Emanuel Finckenstein
weitere Bilder: S.23, S.24, S.26 unten, S.58, S.60, S.77, S.160, S.255 (privat), S. 35 (L. Ligat),
S.86 (R. Gahler), S.108 (J. Harms), S.160 (M. Häusler), S.179 (D. Hoffmann)
Gestaltung: Till Schaffarczyk
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Kossack, Hamburg
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,
unter Verwendung eines Entwurfs von Till Schaffarczyk
Umschlagmotiv: Emanuel Finckenstein
Satz: Satzwerk Huber, Germering
Druck: Mohn Media Mohndruck GmbH, Gütersloh
Printed in Germany
CH · CF

ISBN 978-3-442-18098-1

www.goldmann-verlag.de

FÜR meINe ELTeRN,

die MIR TäglicH ZeiGEn,
WAS DIE GRUNd LaG EN
dES LEBENS SinD - FAMILIe.
HARTe ARBEIT UND
GROßZÜGIgK EIT



Inhalt

0. Vorwort von Maja Göpel Seite 10

1. Wie alles begann Seite 14

1.1 **Vom Banker zum Bauern** Seite 16
oder wie ich anfing, den Acker zu lieben

1.2 **Die Dürren –** Seite 32
immer weniger Wasser

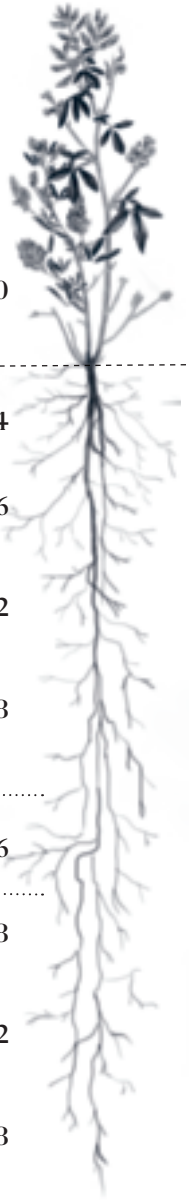
1.3 **Der Boden –** Seite 38
immer weniger Humus

2. Wie ich forschte Seite 46

2.1 **Regenerative Landwirtschaft** Seite 48
oder mein Hechtsprung in die neue Welt

2.2 **Ein Haufen Idealisten** Seite 62
oder wie das Universum mein Team baut

Gut & Bösel aus der Vogelperspektive Seite 68



3. Wie wir arbeiten Seite 70

3.1 Agroforst Seite 72
oder die Kunst, Ökosysteme auferstehen zu lassen

3.2 Die Baumschule Seite 100
oder die Legende von der klugen Wurzel

3.3 Kompost Seite 114
oder die wundersame Geschichte von selbstheilender Erde

3.4 Die rotierende Rinderherde Seite 134
oder Mitarbeiter auf vier Beinen

3.5 Der Marktgarten Seite 156
oder neue Zugänge zum Boden

3.6 Vom Acker zum Teller Seite 172
oder die neue Nähe zur Nahrung

3.7 Der Waldumbau Seite 194
oder das Wunder vom Kahlschlag

4. Unsere Vision und was sich ändern muss Seite 216

Die Finck-Stiftung Seite 224

Wir appellieren an die Landwirtschaft Seite 227

Wir appellieren an die Politik Seite 233

Wir appellieren an Wissenschaft und Ausbildung Seite 243

Wir appellieren an Unternehmer und Finanzierer Seite 246

Quellenverzeichnis Seite 252

Danksagungen Seite 256



In der Frage des Genderns haben wir uns aufgrund besserer Lesequalität größtenteils für die Nutzung des generischen Maskulinums entschieden. Damit wollen wir ausdrücklich niemanden anderer sexueller Identitäten ausschließen, sondern meinen jeweils alle.

WIR HABEN DIESEN WEG
BEGONNEN, NICHT ETWA
WEIL WIR WISSEN, WIE ES GEHT,
SONDERN WEIL WIR NICHT WISSEN,
WIE ES WEITER GEHT.

Vorwort

Wissen Sie, was mich an der Reise, auf die uns Benedikt in diesem Buch mitnimmt, am meisten begeistert? Die Chance, mal so richtig über uns selbst zu stolpern. Einmal kurz innezuhalten und uns zu fragen, ob unsere Normalität wirklich das Attribut „normal“ verdient hat. Denn der Boden, die Erde, auf der wir stehen, ist genauso begehrt, wie sie geringgeschätzt wird. Weil wir uns angewöhnt haben, immer nur das zu bewerten und zu sehen, was auf ihr steht oder ihr entnommen werden kann. Aber nicht das, was darin lebt, in ihr gespeichert, mit ihr verwoben ist.

Dabei hat Kenneth Boulding schon 1966 das „Raumschiff Erde“ als Maßeinheit des menschlichen Wirtschaftens formuliert. Ein Raumschiff, dessen Aufbau er als ein Gefüge aus komplexen Netzwerken des Lebens beschrieben hat, die sich nicht endlos auseinanderpflücken, abbauen und künstlich ersetzen lassen. Eine Feststellung, die unsere für normal erklärten Umgangsformen mit unserer Erde nach wie vor ignorieren. Wir nutzen sie als Trägerin von Pflanzen, mit denen kurzfristig möglichst viel Ertrag erwirtschaftet werden soll; als Aufbewahrungsort für fossile Energiequellen, die wir mit immer mehr technischem Aufwand und Zerstörung aus ihr herausbrechen oder -pressen; als Standort für unsere Wohnstätten, Straßen und Lagerhäuser, für Industrie- und Windkraftanlagen, Fotovoltaikmodule oder Biosprit-Mais. Seit die katastrophale Zunahme des Artensterbens bekannt geworden ist, wurden internationale Abkommen zum Schutz der Biodiversität geschlossen, die einen Teil der Erdoberfläche dieser fortschreitenden Verwertung entziehen sollen. Doch die Flächenkonkurrenz ist inzwischen so groß, dass diese Abkommen die ersten sind, die ausgesetzt werden sollen, wenn wirtschaftlich lukrativere Nutzungsformen eingefordert werden können: Krisen wie der russische Angriff auf die Ukraine werden dafür genutzt, kurzfristige Versorgungssicherheit der Menschen gegen Öko-Spinnereien wie Blühstreifen oder Nutzungspausen in Stellung zu bringen.

Göpel

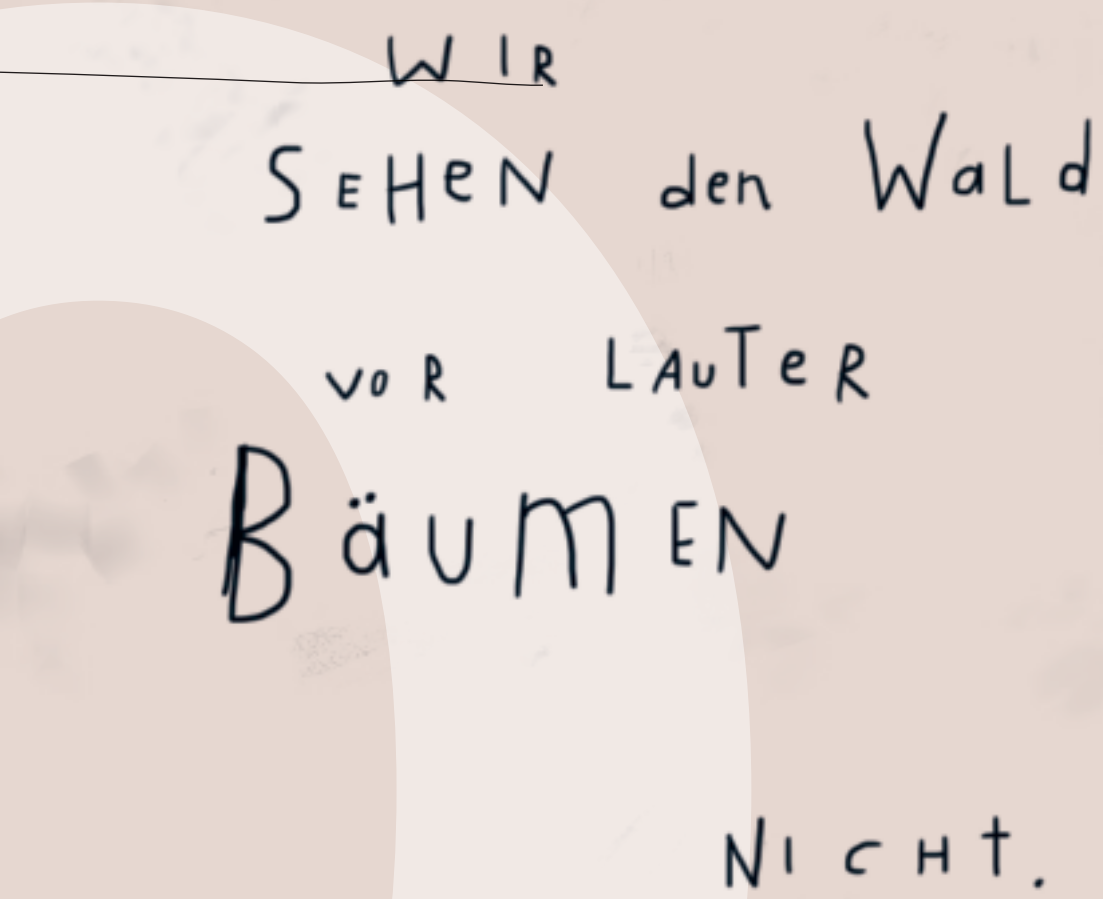
von Maja

Versorgungssicherheit. Ein schöner Stolperbegriff. Wo kommt die Versorgung eigentlich her? Und wie sicher ist sie – gerade wenn wir wollen, dass auch unsere Kinder noch davon leben können? Ebendiese Erkundungsreise ist es, zu der Benedikt mit seinem Buch einlädt. Und dabei eindrücklich zeigt, dass es ohne einen rasanten (Wieder-)Aufbau unseres Naturvermögens nicht gehen wird. Denn sicher versorgt zu sein bedeutet für biologische Wesen wie uns Menschen vor allem eines: saubere Luft und sauberes Wasser, ausreichend nahrhafte Lebensmittel ohne Giftstoffe und Mikroplastik sowie Temperaturen, die sich im Rahmen dessen halten, was unsere Körper gut vertragen. Und um dieses Ziel langfristig zu sichern, kommen wir nicht drum herum, unser Raumschiff Erde endlich (wieder) als das zu sehen, was es ist: ein gigantischer Organismus voller Lebendigkeit. Ein sich in den letzten 10.000 Jahren verlässlich regenerierender Schatz der Versorgung für uns Menschen, die wir am oberen Ende der Fresskette stehen.

Am untersten, teils unsichtbaren Ende dieser Kette finden wir unendlich viele Kleinstlebewesen, Mikroorganismen, Pilzsporen, Wurzelwerke und Pflanzen. Es sind deren emsige Tätigkeiten, die diese unfassbare Wertschöpfung am Laufen halten. Und deren Anzahl und Kooperation wir mit unseren Methoden der kurzfristigen Ertragssteigerung oft genug dezimieren. Einer Ertragssteigerung, die wir eindimensional messen, zum Beispiel in Tonnen an Reis oder mit Kubikmeterpreis. Damit verlieren wir das tiefer liegende Zusammenwirken dieser Lebewesen aus den Augen und die Sicherung der Versorgung mit Ökosystemdienstleistungen gleich mit. Wir sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht, verkennen den Boden als einen Haufen Dreck. Dabei ist es das Leben in dieser Erde, das zu großen Teilen das Leben auf der Erde bestimmt.

Erleben Sie also in diesem Buch einen Ausflug in die Welt des Humus und die Vielfalt der Erträge. Sie werden sehen, wie hochproduktiv die natürlichen Netzwerke im Boden funktionieren, und darüber stolpern, wie wenig wir sie in unserer heutigen Normalität wertschätzen. Sie künstlich zu ersetzen scheint interessanter, denn das bringt aktuell mehr Geld. Nur eben nicht die gleichen Ergebnisse. „Das Problem mit der Vorstellung, dass die Natur unverwüstlich sei, ist folgendes: Sie ist falsch. Sobald Ökonomen akzeptieren, dass sie sich in diesem Punkt irren, könnte dies die Art und Weise revolutionieren, wie wir wirtschaftlichen Fortschritt – oder das Fehlen desselben – berechnen“, schrieb der Ökonom Partha Dasgupta bereits 2008 und legte der britischen Regierung 2021 ein 600-Seiten-Werk dazu vor. Darin schreibt er auch, dass wir unsere natürliche Mitwelt wieder zu bewundern, zu lieben und zu respektieren lernen sollten.

Denn sie *ist* verwüstlich. Genau das unmittelbar auf seinem Acker zu spüren, beschreibt Benedikt als den Moment, in dem seine Suche nach den besten Innovationen für eine zukunftsfähige Landwirtschaft von weiterer Technologisierung auf Regenerierung umschaltet. Denn sich in Wüsten verwandelnde Äcker bieten auch dann keine Versorgungssicherheit, wenn sie mithilfe ausgefeilter Technik noch präziser ausgebeutet werden. Unser Naturvermögen zu regenerieren ist deshalb kein idyllisches Träumen oder grüne Spinnerei, sondern schlicht der größte Innovationsauftrag an die Menschheit. Auch hier kann Technik helfen. Aber eben als Diener und nicht als Master.



Pioniere wie Benedikt und sein Team machen vor, dass dabei nicht nur viel Lebendigkeit und Respekt für Mensch und Natur freigesetzt werden, sondern auch eine Bildungsrevolution, die uns hilft, mit Flächenkonkurrenzen umzugehen: Komplexe Systeme zu verstehen erlaubt Planungskonzepte, mit denen der Bedarf an Nahrung, Energie, Wasser, Rohstoffen und Biodiversität integriert bedient werden kann und auch urbane Räume wieder aufblühen. Multigewinn statt Nullsummenspiel. Landschaftsdesign statt Monokultur. Regeneration statt Extraktion.

In diesem Buch finden Sie Ansätze, die eines klar vor Augen führen: Es ist überhaupt nicht normal, mit einem solchen Ausmaß an Schadschöpfung in der Landnutzung weiterzumachen. Stattdessen gehören zwei Fragen ins Zentrum der Verständigung darüber, welches Innovationsverständnis uns durch das 21. Jahrhundert trägt. Erstens: Unter welchen Bedingungen fühlen sich Menschen gut versorgt? Zweitens: Wie können diejenigen, die die lebenswichtigen Ökosystemdienstleistungen so wieder aufbauen und erhalten, dass unser Raumschiff Erde ein wirtlicher Ort bleibt, auch angemessen dafür vergütet werden? Beide Fragen werden wir nur dann zufriedenstellend beantworten können, wenn wir noch eine weitere gängige Vorstellung über die Natur als Irrtum erkennen: dass Menschen irgendwie getrennt von ihr existieren.

Atmen Sie mal ein!

Wie alles begann



1.1 Vom Banker zum Bauern

1.2 Die Dürren

1.3 Der Boden

Vom Banker zum Bauern oder wie ich anfing, den Acker zu lieben

Ich war gerade einen guten Schritt vorangekommen in meinem Plan, aus Madlitz eine Art gläsernen Betrieb für die nächste Evolutionsstufe der Landwirtschaft zu machen. Für das, was die einen *„Landwirtschaft 4.0"* nennen oder die anderen *„Smart Farming"*. In jenem Telefonat im Frühjahr 2018 hatte ich mit einem der größten Landmaschinenhersteller der Welt besprochen, wie wir auf den rund eintausend Hektar großen Ackerflächen alles anwenden könnten, was die Technologie hergibt, wie wir alles an Hightech, an Drohnen und Sonden und Software nutzen, um als digitaler Ökobetrieb zu zeigen, was in Zeiten wie diesen bereits möglich ist. Madlitz als Showcase für die Landwirtschaft der Zukunft! Mir war klar, in Anbetracht der klimatischen Umstände konnte ich nicht mehr homöopathisch an den Äckern herumdoktern und mir einfach nur neue Fruchtfolgen ausdenken, es musste etwas Radikales passieren. Technische Innovationen schienen mir damals die meisten Lösungen zu bieten.

Und dann, unmittelbar nach dem Termin, ging ich raus auf den Acker. Seit acht Wochen hatte es nicht mehr geregnet. Es war Mai. Normalerweise eine Zeit, wo alles wächst und gedeiht. Aber jetzt stand ich in einem Feld, auf dem alles braun und gelb aussah. Und es herrschte absolute Stille, kein Lüftchen, keine Vögel, keine Insekten. Nichts bewegte sich, nur flirrende Hitze. Im Schatten hatte ich 28 Grad gemessen, in der prallen Sonne waren es bestimmt 38 Grad, viel zu heiß für Mai. Die Hitze drückte

1.

BENEDIKT BÖSEL



mich nieder, körperlich und psychisch, und ich trat in den Ackerboden. Der Staub verteilte sich über die traurig herabhängenden Pflanzen. Ich hob den Kopf und blickte in den Himmel, und dann wurde mir auf einmal klar, was ich bislang nicht gesehen hatte: *„Wie bringt uns diese ganze Technologie weiter, wenn der Boden nicht mehr lebt und das Ökosystem nicht mehr intakt ist?“* Der Boden, fast nur Sand, ein Humusgehalt von lächerlichen ein Prozent, ein Jahresniederschlag von um die 450 Millimetern. Zum Vergleich: Der Durchschnitt der vergangenen 20 Jahre liegt für ganz Deutschland bei 784 Millimetern.

Dieser Tag brachte mich auf einen neuen Weg. Zum Boden. Wäre ich den Weg der totalen Digitalisierung gegangen, hätte ich in einen Hightech-Mähdrescher investieren müssen, der in der Lage ist, Daten flächenspezifisch aufzunehmen. Ich hätte eine Ackerschlag-Software gebraucht, mit der der Mähdrescher kommunizieren kann, die hätte wiederum eine Schnittstelle mit dem Düngerstreuer haben müssen, dann hätte ich noch dieses und noch jenes gebraucht. Und erst wenn ich all diese Teile zusammengehabt hätte, hätte das Konzept funktioniert. Aber was hätte sich bis dahin zum Besseren verändert? Nichts! Ich hätte mich immens verschuldet, hätte mich über viele Jahre auf einen bestimmten Produktionszweig festgelegt, hätte nicht mal die Dinge, die zwischendurch kaputtgehen würden, selber reparieren können.

Mir wurde klar, dass, egal was ich hier unternehmen würde, der Fokus immer auf dem Gesunden des Ökosystems und dem Wiederaufbau des Bodens liegen würde. Denn nur wenn der Boden gesund ist, das weiß ich heute, nur wenn das Ökosystem gesund ist, habe ich in ein paar Jahren überhaupt eine Chance, weiterhin hochwertige Lebensmittel herstellen zu können und irgendwie die Betriebe am Leben zu halten. Zuerst muss der Boden wieder aufgebaut werden, er muss aufleben und durch diese Lebendigkeit widerstandsfähig werden! Es war also das Gegenteil, das ich zu machen hatte. Ich spürte, dass ich, um in die Zukunft zu kommen, zurück zur Natur musste. Und darum sagte ich den Partnern, die ich mir für den digitalen Bauernhof ausgesucht hatte, kurzerhand ab.

Es begann eine Phase, in der ich nur am Computer saß und Tausende von E-Mails schrieb an Landwirte, Universitäten, Institute, Vereine, Stiftungen, überall auf der Welt. Wie ein Besessener spürte ich, dass es doch bereits Antworten auf meine Fragen geben müsste, ich musste sie nur finden. Mein Aufruf: *„Wenn ihr an den Herausforderungen mit Trockenheit und Bodenaufbau forscht, dann kommt her und lasst es uns in Madlitz gemeinsam auf dem Feld umsetzen.“* Während mir Johanna von Münchhausen, unsere damalige Verwalterin des Betriebs, den Rücken freihielt, investierte ich sehr viel Zeit darein, ein Netzwerk zu weben und auf Veranstaltungen Menschen zu treffen und Partner zu finden für das, worum es hier im Kern ging: den Boden zu retten, die Grundlage unserer Nahrung, unserer Gesundheit, unserer gesamten Existenz. Nur mit dem Boden zusammen würden wir es fertigbringen, eine Landwirtschaft zu etablieren, die sich wieder in den Kreisläufen der Natur bewegt. Ich war so verrückt, Weisheiten zu entdecken, die mir schlüssiger erschienen als alles, was ich mein Leben lang getan und gedacht hatte.



Aber bevor ich von diesem Weg erzähle, bevor ich auch erkläre, warum der Boden so extrem wichtig ist und was ihn überhaupt erst so kaputt gemacht hat, möchte ich kurz schildern, wie ich dorthin gekommen bin, nach Madlitz, in dieses kleine brandenburgische Dorf auf halber Strecke zwischen Berlin und Frankfurt/Oder. Denn meine Wurzeln liegen ganz woanders.

Ich war ein lausiger Schüler, der den Unterricht hasste und die Natur liebte. Ich wuchs in München auf, dann im Rheinland in der Nähe von Leverkusen, schließlich in Bad Godesberg bei Bonn. Egal wo ich hinkam, gab es Probleme. Schule fand ich langweilig, Autoritäten fand ich furchtbar, und außerdem konnte ich nicht still sitzen. Sobald ich gezwungen wurde, mich nicht zu bewegen, körperlich wie geistig, sobald ich mich nicht einbringen musste in den Unterricht, schlief ich entweder ein, schaltete ab oder machte Blödsinn. Ich weiß gar nicht mehr, wie oft mein Vater in der Schule auftauchen musste. Er hatte ein zweites Handy, das nur für die Probleme der Kinder bestimmt war. Selbst wenn es mitten in der Sitzung vibrierte, verließ er umgehend den Raum und nahm die nächste Schreckensmeldung entgegen. Nachdem ich sowohl in Deutsch, Englisch, Mathe und auch Erdkunde auf eine Fünf abgerutscht war, floh ich aufs Internat, wo mir aber Latein zum Verhängnis wurde – und die strengen Hierarchien der Jesuiten.

Ich war zu dieser Zeit radikal interessenlos, wenn es ums Lernen und Lesen ging. Was ich mochte, war, anzupacken, Dinge zu tun, Sachen zu machen. Während sich andere nachmittags am Schreibtisch abquälten, bildete ich die Hunde meiner Eltern aus, ich fing kleine verwaiste Entchen ein und zog sie groß, ich holte Kaulquappen aus



Ich mit 17 und meiner ersten großen Liebe

dem Wasser und kümmerte mich um sie, bis sie zum Frosch geworden waren. Das fand ich toll! Mein Vater erzählt auch gern die Geschichte, wie ich als Siebenjähriger beim Urlaub in den Bergen bekundete: *„Morgen früh geh ich raus!"* Und während die anderen noch schliefen, packte ich den Rucksack, trollte mich in den Wald und setzte mich auf den Hochsitz. Ich blickte in die erwachende Natur und malte, was ich sah. Momente wie diese gab es viele. Sie ließen mich die Zwänge des Alltags vergessen, ich konnte frei sein. Und die Natur war auch immer der Weg zurück, wenn es zwischen meinen Eltern und mir mal nicht lief. Sie befriedete uns.

Die Liebe zur Schöpfung nutzte mir im katholischen Internat recht wenig. Ich floh wieder. Nach der Mittleren Reife, inmitten meiner extremsten pubertären Rebellenphase, ging ich nach England, auf ein Internat in Oxfordshire. Dort kam ich mit den Lehrkräften weit besser zurecht als in Deutschland. Sie brachten mir bei, Verantwortung zu übernehmen. Und ich wollte ihnen plötzlich gefallen – mit Leistung. Ich begann auf einmal gute Noten zu bekommen, danach ging es steil bergauf mit meinen eigenen Ansprüchen – was Leistung anging und auch was mein vorher recht arrogantes Verhalten betraf.

Ich glaube nicht, dass die Ursachen für mein Rebellentum nur in der Pubertät lagen. Mir hat es immer schon großen Spaß gemacht, gegen den Strom zu schwimmen. Ich fand es seltsam, wenn alle die gleiche Meinung hatten. Alle reden von Vielfalt. Aber am besten sollen alle das Gleiche tun. Das kann es doch wohl nicht sein! Das habe ich irgendwie immer in mir gehabt. Rückwirkend tut es mir allerdings auch leid für manche Menschen, die mit mir zu tun hatten, weil ich eben ein Rotzbengel gewesen bin. Aber England war heilsam. Nach meinem Grundwehrdienst bei den Gebirgsjägern in Mittenwald ging ich zurück nach England, studierte in Durham Business Finance. Am meisten Spaß brachte mir das Fach Behavioral Finance, verhaltensorientierte Finanztheorie, weil es dort Erklärungen auf philosophischer und psychologischer Ebene dafür gab, warum bestimmte Dinge im Markt passieren und andere nicht.

Während ich studierte, war Madlitz immer in meinem Hinterkopf. Ich erinnere mich an einen Urlaub, in dem die gesamte Familie zusammenkam und unsere Eltern meine zwei Schwestern und mich fragten, wer sich zutrauen würde, eines Tages den Betrieb zu übernehmen. Alle hoben den Finger. Und ich begründete: *„Ich bin der Einzige, der später mal so viel Geld verdienen wird, dass er sich das leisten kann."* Was für eine vermessene Äußerung. Das Geld, von dem ich sprach, verdiente ich mir in meinem ersten Job als Investmentbanker in der Frankfurter Filiale einer alten angesehenen deutschen Privatbank. Meine Triebkraft war, so viel Geld wie möglich zu machen, um nachher das tun zu können, was ich tun wollte. Und ich strebte danach, den Lebensstandard, den unsere Eltern uns ermöglichten, zu halten. Doch ich merkte schnell, dass das nicht mein Weg sein würde. Finanzmodelle interessierten mich nicht wirklich. Hinzu kam die soziale Seite: Viel Unschönes, was ich damals im zwischenmenschlichen Umgang beobachten konnte, prägt mich bis heute. So fing ich mit 22 Jahren in Frankfurt an zu arbeiten und wurde per Zufall direkt auf einen großen Deal gesetzt, konnte dabei helfen, Supermärkte von einer Handelsgruppe an eine andere Handelsgruppe zu verkaufen. Ein Jahr lang habe ich damit zugebracht, sammelte in der Zeit 1400 Überstunden, arbeitete sieben Tage die Woche. Eine absolut lebensfeindliche Arbeit, die weitestgehend darin bestand, Präsentationen für den Vorstand anzufertigen. Dann kam die Finanzkrise.

Und die erwischte meinen Arbeitgeber mit voller Wucht. Hautnah konnte ich miterleben, wie ein Konstrukt, von dem man annahm, dass es bombenfest sei und quasi für die Ewigkeit gemacht, wie ein Kartenhaus in sich zusammenstürzte. Eine 300 Jahre alte Familienbank ging pleite, wurde zerschlagen, und die Reste mussten vermarktet werden. Ich kam genau in das Team, das die Trümmer der Bank auseinan-

dernehmen und Kollegen und Kolleginnen, die Väter und Mütter waren, freisetzen musste, Menschen, die vor einem Jahr noch die Champagnerkorken hatten knallen lassen. Jetzt jedoch war ein Mensch nicht mehr als eine Nummer. Zwei Dinge habe ich in dieser Zeit realisiert: Sollte ich selbst einmal Menschen führen, dann würde das mit Respekt und Wertschätzung geschehen! Und: Nehme nichts für immer an! Beides ist zum Tragen gekommen. Ich habe inzwischen das Privileg, ein wunderbares Team aufs Feld führen zu dürfen, das für die gemeinsame Sache brennt, und ich bemühe mich sehr, ein guter Trainer zu sein. Zum anderen sind wir mit einem kollabierenden Agrarsystem konfrontiert, das mit den Konsequenzen von menschengemachter Biodiversitätskrise und Klimawandel konfrontiert ist. Auf keine Jahreszeit, auf keinen Regenguss, auf keine einzige Ernte können wir uns mehr verlassen.



Ich verließ Frankfurt nach drei Jahren und entschied mich, an meinem neuen Lebensmittelpunkt Berlin drei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: Ich würde mir mit einem Masterstudiengang in Agrarökonomik weiteres Know-how zulegen können; ich hätte es nicht mehr allzu weit bis Madlitz; und ich würde nach einer langen Phase, die nur aus Arbeiten bestand, jetzt endlich auch mal ein bisschen Spaß in der Stadt haben. In dieser Zeit wurde ich auf das Thema Venture Capital aufmerksam, auf Risikokapitalgeber, die ganz früh in Agrartechnologie-Start-ups investieren, weil sie an die Innovationen der Gründer glauben. In Amerika gab es solche Fonds bereits und auch in den Niederlanden. In Deutschland nicht. Ich verfasste ein Thesenpapier, in dem ich erklärte, warum wir das auch bei uns brauchen, und verschickte es an Dutzende CEOs und Funktionäre. Tatsächlich bekam ich als Nobody Termine in der Industrie, bei Verbänden und auch Ministerien. In relativ kurzer Zeit hatte ich mir ein kleines Netzwerk im Agrarsektor aufgebaut. Ich war vernarrt in die Idee, neue Agrartechnologien nach vorn zu bringen. Ich hatte längst nicht verstanden, dass die meisten dieser Technologien auf der Basis falscher Annahmen entwickelt werden, ähnlich wie die chemiebasierte Landwirtschaft. Während ich mich weiter um meinen Plan bemühte, erhielt ich ein Angebot, in einem Großkonzern so etwas Ähnliches auf die Beine zu stellen.

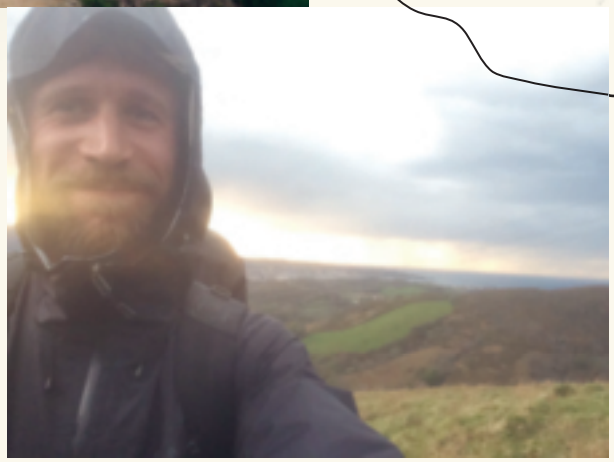
Das scheiterte, und dann verdingte ich mich bei einem kanadischen Venture-Capital-Unternehmen, das gerade dabei war, Geld einzusammeln. Zwei sehr wohlhabende Investoren hatten sich vorgenommen, den größten Agrar-Tech-Fonds der Welt aufzubauen. Doch die Sache dauerte zu lange, und ehe die letzten Investoren an Bord kommen konnten, sprangen die ersten schon wieder ab.

Es sollte irgendwie nicht sein! Ich nahm aus diesen Jahren dennoch vieles mit. Mir wurde durch die Analyse der Start-ups noch mal aus einer ganz anderen Perspektive klar, welche Herausforderungen wir in der Landwirtschaft zu bewältigen haben, aber auch, welche Möglichkeiten uns offenstehen. Technik, Kapital, Wissenschaft, Talente. So viele wahnsinnig talentierte Menschen arbeiten in diesen Bereichen

und kämpfen für Fortschritt. Ich habe aber auch gesehen, wie wenig davon auf dem Boden landet – weil Landwirte und Landwirtinnen schon jetzt zu viel zu tun haben, alle Risiken tragen und zu sehr unter Druck stehen. Ich habe auch gesehen, wie viel übereinander und wie wenig miteinander gesprochen wurde.

2016 ergab sich die Chance, mal ein paar Tage freizunehmen. Mein Freund Ruvan hatte mir immer wieder vom Jakobsweg in Nordspanien erzählt und meinte: „*Bene, das musst du jetzt machen.*" Ich hatte ein Zeitfenster von 30 Tagen und lief einfach los. Ich war rastlos, frustriert und unsicher. Doch ich wusste, ich bin auf dem richtigen Weg, ich konnte ihn nur noch nicht sehen. Vielleicht würde ich ja auf dem Jakobsweg irgendetwas finden. Und tatsächlich wurde die Pilgerstrecke ihrem Ruf, transformative Prozesse auslösen zu können, gerecht. Es war April, es regnete dicke Regentropfen, aufgereiht wie an Perlenschnüren, und es ging steil nach oben. Stundenlang hatte ich keinen einzigen Menschen gesehen. Oben auf dem Plateau ragte diese Säule in den Himmel, ein schlankes Monument mit einem Eisenkreuz auf der Spitze, dem Ferro de Cruz. Ich folgte einem alten Ritual und legte am Fuß der Säule etwas aus der

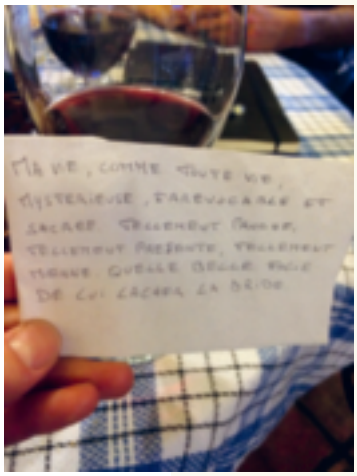




Route der Erkenntnis: Der Jakobsweg führte mich zu mir und zur Natur



Der Weg ermöglicht ständig neue Begegnungen. Einer meiner Begleiter schrieb auf einen Zettel: „Mein Leben, wie jedes Leben, geheimnisvoll, unwiderruflich, heilig. (...) Welch schöne Verrücktheit, die Zügel locker zu lassen“



Heimat nieder, einen Eichenzweig. Ich setzte mich, musste an all die Menschen denken, die ich auf meinem Lebensweg schon verloren hatte, und dann, ungelogen, öffnete sich der Himmel. Die Sonne brach an einer Stelle durch und warf einen gebündelten Strahl auf die Landschaft. In diesem Moment voller Ruhe und Ehrfurcht fiel es mir wie Schuppen von den Augen: *„Es ist doch eigentlich ganz klar, was ich jetzt mache. Ich gehe nach Madlitz, ich gehe nach Hause.“* Das veränderte alles. Es war keine göttliche Eingebung, die ich da erlebt hatte. Mir wurde einfach klar, dass genau das die richtige Entscheidung sein würde. Sie war schon immer da. Nur war mir jetzt der Vorhang weggezogen worden. Ich konnte sehen. Plötzlich sah ich alles mit klarem Geist. Ich würde in Madlitz doch alles machen können, was ich immer wollte: Dinge bewegen, Dinge verändern, innovativ sein, mit coolen Menschen arbeiten. Es gibt in der Welt doch so unglaublich viele kluge Menschen, so viel Potenzial und Kapital, und doch wird scheinbar so oft in ein industrielles, kaputtes System investiert. In Madlitz hätte ich die Möglichkeit, neue Pfade zu beschreiten.

Ich ging den Camino noch zu Ende, lief zum Teil 45 Kilometer am Tag, wurde irgendwann von unglaublichen Schienbein-



Nunca es demasiado tarde para encontrar

(Es ist nie zu spät, seinen Weg zu finden)

schmerzen in die Knie gezwungen, raffte mich immer wieder auf, half zusammen mit einem Italiener einer im Rollstuhl sitzenden Pilgerin und ihrer Familie über 150 Kilometer, die kaputten Wege zu bewältigen, um sie in Santiago de Compostela direkt vor der Kirche abzusetzen. Die Energie und die Freundlichkeit der Menschen, die Klarheit der Gedanken – diese Reise erweiterte mein Bewusstsein. Wer schon mal den Jakobsweg gelaufen ist, der kennt die *frases de animo*, die aufmunternden Sinnsprüche, die einem dort begegnen. Zwei davon merkte ich mir, weil sie perfekt zu meiner Lage passten. *Nunca es demasiado tarde para encontrar el camino* (Es ist nie zu spät, seinen Weg zu finden). Und: *El Camino da más de lo que recibe* (Der Weg gibt mehr, als er empfängt). Und in der Tat hatte ich nach meiner Rückkehr unglaublich viel Glück.

El Camino

Im Mai tauchte ich wieder in Madlitz auf, im Dezember hatte ich meinen ersten Arbeitstag. Ich war angekommen, endlich. Aber in meinem Kopf breitete sich immer noch die Faszination für die Agrartechnologie aus. Für kommunizierende Maschinen. Für Plattformen, über die man Getreide vermarkten konnte. Für Drohnen, die Bodendaten aufnehmen. Für neue Formen der Obstbeschichtung, die den Apfel zwei Wochen länger haltbar machen. Für besondere Fungizide oder hitzeresistentere Maissorten, die entwickelt worden



Das Madlitzer Herrenhaus im Laufe der Zeit: kurz nach Fertigstellung (o.), nach der Wende (u.) und nach Renovierung (M.)